

Von Ernst Laut. Deutsch von Julia Bueren-Hahn.

Es war eine enorme Perücke aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten, eine aus feinem, entzündendem blondem Haar angefertigte Perücke, die, wenn ein Sonnenstrahl sie traf, wie mattes, flüßiges Gold leuchtete.

Seit zwei Jahrhunderten ruhte sie in einem hermetisch verschlossenen Glasbehälter, und wir Kinder bewunderten sie mit jenem Blick ein wenig ganz Besonderes.

Sie war eine kostbare Familienreliquie, die uns an unseren Urgroßvater, Nicolas le Haut, der königlicher Perückenmacher in der Rue des Amandiers gewesen war, erinnerte.

Auf seinem Firmenschild hatte der pompöse Name „Zum goldenen Blick“ gestanden, und damit hatte es eine eigene Bewandnis gehabt. Wenn man aber diese blonde Haarfülle betrachtete, so mußte man zu allererst unserer Urgroßmutter gedenken, der diese Haare angehört, und die in ganz Paris seinerzeit nur unter dem Namen „die schöne Perückenmacherin“ bekannt war und von Dichtern besungen und gefeiert worden ist.

Wir kamen nämlich von einer alten Pariser Familie ab, und mein Urgroßvater hat durch sein Handwerk ein glänzendes Vermögen erworben, denn bekanntlich hat Handwerk einen goldenen Boden.

Mein Vorfahre, dessen Perücke wir täglich mit derselben Begierde anstaunten, lieferte alle Gelehrten wie auch allen eleganten Pariser ihre Perücken, und alljährlich reiste er in die Provinz und besuchte Städte und Dörfer, um blonde und braune Haare anzukaufen, damit er seiner Kundschaft genügen konnte.

Seine Schere und eine Anzahl barter, blanker Thaler in der Tasche reiste er von Stadt zu Stadt und vergaß auch die Dörfer nicht; dann ließ er ausrufen, daß er Haare kaufe und einen guten Preis dafür zahle. Und bald kamen die Mädchen in Mengen herbei, um ihren natürlichen Schmutz für einige blanke Goldstücke herzugeben.

Auf einer seiner Reisen lernte er meine Urgroßmutter kennen. Der reisende Perückenmacher befand sich gerade in der Normandie in einem ziemlich großen Flecken. Viele Höpfe hatte er schon abgehauen, blonde und braune, als eines Tages ein junges Mädchen zu ihm kam, das bitterlich weinte zu haben schien.

Sie mochte zwanzig Jahre zählen. Schlank, groß und doch kräftig gebaut, sah sie mit ihren frischen, rötlichen Wangen und dem roten Mund einer wilden Rose ähnlich. Ihre Augen waren von tiefstem Blau, dabei klar und tief trotz des Thränenfließens, der über ihnen lag. Und blond war sie — die Lieblingsfarbe des Meisters — aber blond wie ein Sonnenstrahl, blond wie das wogende, goldene Korn, eine Farbe, wie man sie sonst nur in den nördlichen Ländern findet, und wonach der Meister bislang vergebens gesucht hatte.

Meister Nikolaus verknüpfte beim Anblick dieses herrlichen Mädchens, als dieses jedoch die Höpfe löste, so daß die Haare wie ein wallender, goldener Mantel ihr über Schultern und Rücken stülpten und bis auf die Erde reichten, da starrte er wie geblendet auf die schimmernde Haarfülle und mußte die Augen schließen. Seine erste Empfindung war, die Fluth mit seinen Händen zu greifen und darin herumzuwühlen, wie man es bei Brillanten und Goldstücken thut. Aber ein gewisses Respektgefühl hielt ihn davon zurück. Das junge Mädchen stand vor ihm stumm und verweinte, die blauen, in Thränen schimmernden Augen traurig auf ihn gerichtet.

Dann brach sie in ein Schluchzen aus, und ihm die Haare hinhaltend, fragte sie schüchtern: „Wieviel geben Sie dafür?“ Es passirte dem Haarhändler zum ersten Mal, daß ihm jemand meinent die Haare anbot. Wenn er auch Kaufmann und Künstler in seinem Fach war, so hatte er doch ein gutes Herz, und das Mädchen mit feinem Kummer that ihm leid. Gewöhnlich wurde sein Kommen in den Dörfern mit Freuden begrüßt. Lachend gaben die Frauen ihren natürlichen Schmutz hin, um einige Silberstücke dafür einzutauschen. Wie gesagt, zum erstenmal kam ein Weib nicht aus Geldgier zu ihm, nein, vielleicht wog es die Noth zu diesem Schritt. Sie schien so unglücklich über den Gedanken, ihre Haare hergeben zu sollen, daß er Mitleid mit ihr empfand. Andererseits brannte der Wunsch in ihm, dieses herrliche Haar, das seine ganze Bewunderung erregte, zu besitzen. „Warum willst du deine Haare denn verkaufen, mein Kind?“ fragte er.

Durch diese Frage überrascht und vielleicht die Sympathie des Meisters, den sie für ihren Helfer gehalten hatte, ahnend, trocknete sie ihre Thränen und sagte resolut: „Ja, will's ja gar nicht. Meine Eltern zwingen mich dazu.“ „Sind sie denn so arm?“

„Nein, alle arbeiten zu Hause, und jeder hat sein reichliches, gutes Brot.“ „Wo?“

„Es soll für meine Mitgift sein.“ sagte sie erröthend, „mein Bräutigam will mich nicht ohne Geld heirathen.“

„Er will dich lieber ohne Haare nehmen? Dann ist er wohl sehr reich, um solche Ansprüche zu machen?“

„Ich glaube . . . Er besitzt hundert Dukatens, und die Mühle erbt er auch noch.“

„Ist das alles?“

„Ja, finden Sie das nicht genug?“

„Das wohl. Jedemfalls ist es genug, um mich zu überzeugen, daß dein Schatz ein Schatzlopp ist, der nicht weiß, daß deine Schönheit tausendmal mehr werth ist als seine Mühle und seine Dukatens. Und du liebst diesen Burschen?“

„Ja? . . . Oh! . . .“ und sie zuckte geringschuldig mit den Achseln. „Da man mich nun einmal verheirathen will, so ist es mir egal, ob es dieser oder ein anderer ist. Meine Eltern dringen darauf . . .“

Als sie dann noch einmal fragte, wieviel er zahlen würde, antwortete er, während er diesmal die Haare durch die Finger gleiten ließ:

„Die Sache ist mir zu wichtig. Ich kann sie nicht gleich erlöbigen, auf keinen Fall ohne Einwilligung meiner Eltern. Ich werde es mir überlegen. Komm' morgen früh wieder, und bring' deine Mutter mit. Wir können uns dann über den Preis einigen.“

Freudestrahlend steckte das schöne Mädchen ihre Haare wieder auf, glücklich, sie noch bis zum andern Morgen behalten zu dürfen, grüßte und ließ leichtfüßig trotz der schweren Holzschuhe davon.

Warum mein Urgroßvater den Ankauf der goldenen Haare auf den anderen Morgen verschoben hatte? Er wußte es selber nicht. Einen fruchtbarlichen Grund hatte er nicht dafür. Er konnte sich nicht entschließen, diese prächtigen Haare abzuschneiden, und sein künstlerisches Empfinden hatte diesmal den Sieg über den Kaufmann davongetragen. Dazu fühlte Meister Nikolaus im tiefsten Innern ein gewisses Etwas, das er nicht wagte, sich einzugestehen. Als eingefleischter Junggeselle war er weiblichen Reizen gegenüber wenig empfindlich; er konnte den Zauber der Liebe nicht, aber seit das Mädchen mit den blonden Haaren vor ihm gestanden hatte, waren jähliche Gefühle in seinem Herzen aufgefliegen. Und der Punkt, der sich in ihm entzündet hatte, wurde zur Flamme, und bald brannte der bislang kalt und unbeugsam gebliebene Mann Lichterloh.

Als Meister Nikolaus mit sich einig war, rief er trotzig aus: „Hätte ich die Haare abschneiden sollen? Nein . . .! Aber ich will sie dennoch besitzen . . . und wenn ich die Jungfrau heirathen soll . . . selbst, wenn alle Müller sich widersetzen . . .! Mit genug bin ich dazu geworden!“ . . .

Als die Jungfrau, Brigitte mit Namen, am anderen Morgen mit ihrer Mutter wiederkam, wurden sie auf's feierlichste von dem Perückenmacher begrüßt.

Und ohne sich lange zu besinnen, machte er seinen Antrag.

„Meine verehrte Dame, ich liebe Ihre Tochter. Ich weiß auch, daß sie den Mann nicht liebt, den sie heirathen soll. Wenn ich ihr nicht mißfalle, so bitte ich um ihre Hand. Ich habe ein Geschäft und eine gute Kundschaft; ich nehme sie ohne Mitgift, und nie werde ich an eines ihrer Haare rühren. Das schwöre ich!“ . . . Die alte Frau war sehr erstaunt; als aber Brigitte ihr um den Hals fiel und vor Freude weinte, da gab sie nach und die Hochzeit wurde beschlossen.

Einen Monat später sah eine schöne Meisterin, deren volles goldblondes Haar unserem Urgroßvater zu dem Schick „Zum goldenen Blick“ Veranlassung gegeben hatte, an der Kasse, und der Ruf dieser bewunderungswürdigen Haarfülle und der Schönheit der jungen Frau verbreitete sich durch die ganze Stadt.

Bald wurde die schöne Perückenmacherin auch bei Hofe bekannt; die Zeitungen sprachen von ihr, und die Dichter besangen ihre Schönheit in Versen. Jeder wollte die junge Frau sehen, und man drängte sich ordentlich in den Laden des Meisters Nikolaus. Mancher Edelmann ruinierte sich durch Anlauf von Perücken, um nur einige Augenblicke in der Nähe der schönen Frau sein zu können, und Strauß und Liebesbriefe wurden ihr in Fülle zugehrt. Doch Frau Brigitte berauschte sich nicht an ihrem Erfolg. Einfach und lebenswürdig und ihrem Manne treu, der sie glücklich gemacht hatte, verstand sie es, die Kundschaft anzuziehen und die Berehrer doch in gehöriger Distanz zu halten. Ihr Mann betete sie an und stapelte Dukatens über Dukatens in seinem Koffer auf.

Zwei Jahre lebten sie glücklich und in Freuden. Nach dieser Zeit schenkte Frau Brigitte ihrem Gatten den langersehnten Erben, lag aber todtfrant darnieder.

Meister Nikolaus war fassungslos. Die ersten Verzele ließ er rufen, um sie zu retten. Selbst der Leibarzt des Königs kam in eigener Person an das Krankenbett der jungen Frau. „Ich rette sie“, sagte dieser, „aber der Kopf muß von der schweren Last

der Haare befreit werden. Wenn Sie sie nicht abschneiden, so fallen sie bei der Reinigung von selber aus.“

Mein Urgroßvater war der Verzweiflung nahe. Er hatte der Mutter geschworen, sein Haar von ihrem Haupt anzurühren. Aber es mußte sein, wenn seine Frau gefunden sollte. Mit blutendem Herzen schnitt er ihr die langen Fäden ab. Indessen sein Schmerz darüber wurde bald gemildert, als seine geliebte Frau gerettet wurde. Obwohl ihr die schimmernde Haartrone fehlte, blieb sie dennoch schön.

Als Paris hörte, daß die Haare der schönen Perückenmacherin unter der Schere gefallen waren, da drängte sich jung und alt aufs neue hinzu, um sich zu überzeugen, und der Laden des Meisters Nikolaus wurde nicht leer. Der Herzog von Roquemaure bot ihm 3000 Thaler, wenn er ihm eine Perücke aus dem goldenen Haar anfertigen wollte.

Meister Nikolaus schlug es jedoch ab. Er fand, daß nur er die Haare seiner Gattin tragen dürfe, und darum machte er aus der Höpfen Frau Brigittens diese Perücke, die er bis an sein Lebensende trug und seinen Erben mit folgenden Worten vermachte:

„Ich wünsche, daß meine Kinder und Kindeskinde, wie auch diejenigen, die meinen Namen tragen und in den Besitz der Perücke gelangen sollten, sie in Ehren halten. Sie ist aus dem Haar meiner lieben Frau Brigittens angefertigt. Möchten sie sich erinnern, daß ich diesem goldenen Haarschmuck meinen Reichtum und das Glück meines Lebens zu verdanken habe.“

Unser Stift Wilhelm.

Berliner Skizze von Hedwig Stephan.

„Und hier ist unser Stift, Fräulein, der Wilhelm — wenn Sie mal was zu holen haben, oder'n eiligen Brief — Wilhelm ist immer derjenige, welcher — was?“

Die neue Buchhalterin, die erst seit heute früh ihre Stellung bei Bleichert & Son, Mehl und Getreide engros, angetreten hat, wendet klüßig den Kopf.

Aber dann giebt sie ihrem Drehstuhl einen Ruck, und ihr energisches Alltagsgeschäft bekommt einen ganz eigenen, weiden Ausdruck.

Was für ein bildhübsches Menschenkind! Frisch und zart wie ein Mädchen, die blonden Haare in biden Ringeln um den Kopf, und die tiefblauen Augen schalkhaft und zugleich so kindlich!

Wilhelm wird unter ihrem bewundernden Blick ein wenig verlegen und streckt die Hand aus.

„Na, Fräulein, wenn Sie jetzt die Portofasse haben, denn möcht' ich auch gleich bitten um'n Groschen zu Aelster.“

Etwas ernüchtert greift die Buchhalterin in den kleinen Geldbeutel, schiebt Wilhelm ein Zehnpfennigstück hin und notirt den Betrag in ihrem Ausgabebuch.

Nach acht Tagen bereits weiß das gesammelte Personal, daß der Stift Fräulein Helms erklärter Liebling ist. Selbst der Hauptbuchhalter, ein ernsthafter, sonst wenig zugänglicher Mann, macht ihr einmal eine dahin gehende, netende Anspielung, die sie bis unter den altmodisch glattgestrichenen Scheitel eröthnen läßt.

„Es ist bloß, weil — er so unschuldig aussieht!“ sagt sie leise. Und ein vielsagendes Achselzucken sagt sie beinahe als persönliche Beleidigung auf.

Denn der schöne Junge hat es ihr ganz und gar angethan. Ihre Eltern hat sie längst verloren, ein junger Bruder ist ihr, ungefähr in Wilhelms Alter, an der Schwindsucht gestorben, und ihr einziges Herz hängt sich nach jemand, den es liebt, um den es sich sorgen kann. Sie empfindet für Wilhelm eine warme, fast mütterliche Zärtlichkeit — sein vergnügtes Lachen, seine treuherzigen Augen sind ihr ein wahres Labfal in der grauen Eintönigkeit der thätlichen zehn Arbeitsstunden. Natürlich weiß Wilhelm genau, woran er ist.

Wenn er Rechnung ablegt über allerhand kleine Besorgungen — Federn, Tinte, Löschblätter und was sonst noch zum Kontorbedarf zählt — dann hört Fräulein Helms kaum hin und fragt ihn zwischendurch nach allem möglichen — wo er so Mittag isst, weshalb er nicht bei seiner Eltern wohnt, ob er Sonntags immer zu Haus bleibt, und noch Gott weiß was für Sachen, die sie nichts angehen.

Beim Monatsabschluss wundert sich der Chef über den unverhältnismäßig großen Betrag für „diverse Ausgaben“ und nimmt sich vor, der neuen Buchhalterin etwas schärfer auf die Finger zu sehen.

Eines Montagmorgens kommt Wilhelm erst nach 9 Uhr ins Kontor. Er sieht blaß aus und hat dicke Ringel unter den Augen.

„Was ist Ihnen, Wilhelm — sind Sie krank?“ fragt ihn die Buchhalterin besorgt.

Er macht ein wehleidiges Gesicht.

„Ja, Fräulein — mir ist ja gar nicht gut. Schon lange nicht. Der Doktor sagt, es wär' Bleichsucht, und ich

müßte so'n Jaug trinken — Je — Je — matofo, glaub' ich — aber die Flasche kost' 'n Thaler, und wo soll ich 'n woll das Geld herbringen?“

Mittags ist Fräulein Helms schon vor drei von Tisch zurück. Sie drückt Wilhelm ein Paket in die Hand.

„Hier, Wilhelm — und wenn die Flasche aus ist, laßen Sie's mir — sechs müssen Sie mindestens trinken, wenn's was helfen soll!“

Der Hausdiener, der im Lager Probefläsche zubindet, schüttelt mißbilligend den Kopf.

„Ne, so was — je offer, je doffer!“ Nach vierzehn Tagen tritt Wilhelm wieder an mit seinem kindlichsten Lächeln.

„Nu is die Flasche zu Ende, Fräulein — und — und — nemlich, der Apotheker, bei uns in Haus, der läßt sie mir zu zwei Mark fünfzig — wenn Fräulein denn schon so jut sein wollen, denn läßt' ich lieber gleich das Geld — Fräulein spaart ja auch fünfzig Pfennig dabei.“

Und sie giebt ihm das Geld und streicht leicht über seine Hand.

„Nun machen Sie auch, daß Sie wieder ganz gesund werden, Wilhelm!“

Am Ultimo sibt Regine Helms noch nach 8 Uhr im Kontor und rechnet. Ihr sonst so farbloses Gesicht ist dunkelroth, ihre Hände fliegen.

Die Kasse stimmt ihr um 135 M. nicht, und obwohl sie immer wieder und wieder die langen Zahlreihen aufaddirt, kann sie den Fehler nicht entdecken.

Geringe Beträge hat sie ja schon ab und zu aus ihrer eigenen Tasche ergängt, aber eine so große Summe trägt sie nicht bei sich, und der Chef wartet auf die Abrechnung.

Eben tritt er hinter ihren Stuhl. „Na, Fräulein, wie steht's?“ Mit nervös zuckenden Lippen wendet sie sich um.

„Es fehlen mir 135 Mark, Herr Bleichert.“

„Er zieht die Stirn traus.“ „So? Das ist ja aber sehr fatal. Und ein Jerthum Aberseits ist ausgeschlossen? Na, dann bleibt eigentlich nur die Möglichkeit, daß das Geld gestohlen ist?“

„Und als sie ihn bekommen ansieht, fügt er hinzu: „Na, lassen Sie jetzt nur sein — morgen werden wir die Geschichte näher untersuchen. Guten Abend.“

Es klingt wenig lebenswürdig. Sie merkt wohl, daß der Chef unzufrieden ist, und packt mit einem Seufzer ihre Sachen zusammen. Da kommt Wilhelm vorsichtig aus dem Lagerraum.



Wirth (zum Fremden, der seinen Stuhl in die Nähe des Stammtisches rücken will): „Sie, da dürfen S' sich nicht hinfegen; den Platz braucht der Bürgermeister zum Spuden!“

Papachens Bild.

Humoreste von Adolf Thiele.

„Nur noch diesen Pinselstrich!“ rief die junge Frau, indem sie mit sicherer Hand an dem Gemälde, das vor ihr auf der Staffelei stand, herumbelebte, „nur diesen, lieber Edwin, und vollendet ist's.“

„Fertig ist die Arbeit, wie der Berliner sagt,“ ergänzte der Gatte und erhob sich von seinem Lehnstuhl, um das Gemälde zu besichtigen. „Wirklich ausgezeichnet!“ sagte er dann mit unbeholener Gemuthung. „Papa wird sich herzlich freuen, wenn er durch sein Bild überrascht wird. Prädigt getroffen, der alte Herr, in seiner altmodischen Tracht. Das Gesicht, das table Haupt, alles ist ungemein lebenswahr. Und wie fein Du es gemalt hast, jedes Härchen steht man in dem grauen Schnurrbart.“

„Nun ist's aber genug des Lobes, lieber Edwin!“ fiel die junge Frau ein.

Edwin fuhr jedoch fort: „Und alles dies ganz ohne Sitzung, nur aus dem Gedächtniß —“

„Und nach der Photographie, nicht zu vergessen,“ fügte Hulda hinzu. „Sechs Monate sind's nun her, daß wir Papachen nicht gesehen haben.“

„Gewiß wird er sich freuen, Dich bald wiederzusehen, und zumal, wenn er entdeckt, daß sein Schwiegertochterchen an ihm selbst ihre Malkunst versucht hat.“

„Lieber Edwin, sag', wann reisen wir denn eigentlich? Ich muß doch Papa von unserer Ankunft benachrichtigen.“

„Eigentlich, liebe Hulda, kann ich diese Woche noch nicht fort —“

„Dieses „eigentlich“ lasse ich nicht gelten. Mit welcher Mühe habe ich es durchgeföhrt, daß Du Dich endlich entschließt, für eine Zeitlang auf dem Lande Erholung zu suchen. Deine Kranken können nicht verlangen, daß Du selbst krank wirst. Ich werde Papa schreiben, daß wir in drei Tagen bei ihm eintreffen.“

„Nun gut, ich füge mich aus Respekt gegen eine so hervorragende Künstlerin. Aber das Bild —“

„Nun, das Bild schide ich voraus, bitte jedoch Papachen, die Riste durchaus nicht vor unserer Ankunft öffnen zu lassen, da sie eine kleine Ueberraschung enthielte.“

„Schön, mein Schatz! Nun habe ich aber keinen Augenblick mehr zu verlieren.“

Und damit eilte der vielbeschäftigte junge Arzt wieder zu seinen Patienten.

Wirklich, sie hatte es durchgeföhrt, die kleine Frau: drei Tage später stieg das junge Paar bei der weltverlassenen Station aus, die dem Gute „Papachens“ am nächsten lag.

„Papachen“ hatte es sich nicht nehmen lassen, seine Kinder abzuholen, er stand auf dem Perron, in den Mantel gehüllt, ein Bouquet in der Hand und begrüßte die Ankommenden aus freundschaftlich.

Aber — eigenthümlich — die junge Frau war trotzdem etwas bänglich — verlegen, ebenso wußte Edwin nicht recht, was er sagen sollte, und auch des Vaters herzlich Worte klangen ein wenig gezwungen.

zuzulüftern: „Wie sieht nur Papa aus? Findest Du nicht, daß er sich verändert hat?“

„Allerdings,“ entgegnete Edwin, „sein Schnurrbart ist schwarz gefärbt und stolz aufgerichtet und — sieh' da — er hat wahrhaftig eine kleine Perücke auf.“

Papachen stand gleich darauf in tadellosem Salon-Anzuge vor ihnen. „Nun mach's Euch bequem, Kinderchen!“ rief er. Am meisten habe ich mich auf die Ueberraschung gefreut, die Ihr mir zugebracht habt; ich habe Auftrag gegeben, daß die Riste jetzt, sofort nach unserer Ankunft, geöffnet wird. Meine alte Haushälterin packt sie soeben aus. Und nun entschuldigt Ihr mich wohl einen Augenblick, Kinderchen.“ Und er ging davon, jedoch nicht nach dem Speisezimmer, sondern nach der andern Seite.

„Um Gotteswillen, Edwin,“ rief die junge Frau und flüchtete wie schuchsig zu ihrem Manne, „kannst Du nicht verhindern, daß das Bild ans Tageslicht kommt?“

„Das ist leider unmöglich,“ sagte Edwin, ebenfalls bestürzt. „Es ist ihm gar nicht mehr ähnlich.“

„Du hast Recht, der Bart, das Haar, die moderne Toilette! Was hat nur Papa?“

„Ich will's Dir sagen,“ blüßerte Hulda erregt, „Papa will — wieder heirathen.“

Wersöhnd wirkte das blöde Lächeln nicht, das nach dieser Entdeckung auf Edwins Antlitz erschien. Ehe er sich aber zu einer Antwort aufraffte, lehnte der Vater zurück, jedoch nicht allein; an seinem Arm führte er eine freundlich blickende, hübsche, wenn auch nicht sehr ganz junge Dame.

„Gefattet mir, liebe Kinder,“ begann er heiter, „Euch meine zukünftige Gattin vorzustellen! Du, mein Junge, hast mir mit Deinem eigenen Gehülde das Geheimniß der Jugend enthüllt.“

Die Art, in welcher der Stiefmutter und die überraschten Stiefschwester einander begrüßten, ließ deutlich erkennen, daß es an einem guten Einverständnis in Zukunft nicht fehlen würde.

„Doch nun zu Eurer Ueberraschung, liebe Kinder!“ rief der vergnügte Alte. „Ich habe mich schon lange gefreut und bin sehr gespannt.“

Damit eilte er allen voran dem Speisezimmer zu.

Mit einem leisen Seufzer stützte sich Hulda schwer auf den Arm ihres Gatten. Man trat in das Speisezimmer.

Dort stand, zwischen zwei Armleuchtern, das Selbstbild, und vor ihm stand „Papachen“, mit sauerförmigen Lächeln zu dem ehrentwürdigen alten Herrn aufschauend, der ihm in vielen Dingen so unähnlich sah und nun mit ersten Blicken sein ehemaliges Ebenbild sah.

Hulda sank vernichtet, in Thränen aufgelöst, an Edwins Brust.

„Verzeih, Papa,“ stotterte dieser, „Hulda und ich konnten nicht ahnen —“

Papachen sagte sich zuerst, er sah seine Braut mit vergnügtem Lächeln an. Diese schloß die weinende junge Frau in die Arme und sagte: „Aber liebe Hulda, was ist denn dabei: Betrübigen Sie sich doch!“

„Mein gutes Kind,“ fügte Papachen hinzu und verabschiedete die umarmende Gruppe. „Du kannst ja nichts dafür. Uebrigens soll mir,“ fuhr dann der junge, alte Herr mit fröhlichem Lachen fort, „übrigens soll mir Dein Bild eine Erinnerung an mein ehemaliges Alter sein. Es soll in meinem Arbeitszimmer prangen, und wenn jemand fragen sollte, wen es vorstellt, nun Kinder, dann sage ich: Das ist mein seliger Vater.“

Praktische Ausanwendung. Suff: „Hast Du bloß Worte? Kommt da gestern mein Onkel auf meine Bude und sagt: Jetzt wird's aber Zeit, daß Du mal anfängst zu studiren, und zu dem Zwecke schenke ich Dir hier ein wissenschaftliches Werk.“

Spund: „Und was hast Du darauf verkehrt?“

Suff: „Nu natürlich das Werk!“